

# Geistergespräch

Nicola Gess (Berlin)

Eine Reise nach Dresden

In einem Leipziger Antiquariat stieß ich auf folgendes Manuskript, das ich hier in leicht modernisierter Fassung wiedergebe. Es handelt sich um einen Brief, der im Februar des Jahres 1811 in Dresden verfasst wurde und der für die Romantikforschung von großem Interesse sein dürfte. Trotz umfangreicher Nachforschungen war es mir leider nicht möglich, den Absender oder den Empfänger des Briefes zu ermitteln.

Dresden, den 19. Februar 1811

**Mein lieber Freund,**

können Sie mir mein langes Stillschweigen verzeihen? Ich habe Sie keinen Augenblick vergessen, aber eine wundersame Begebenheit hat mich davon abgehalten, Ihren freundlichen Brief früher als jetzt zu beantworten.<sup>1</sup> Sicher erinnern Sie sich noch an die warmen Tage, die uns der November im letzten Jahr bescherte. Seine Sonnenstrahlen lockten mich in den Tiergarten, und bald saß ich im Zelt bei Klaus & Weber und genoss meinen Mohrrüben-Kaffee.<sup>2</sup> Am Nachmittag stieß gewöhnlich Theodor dazu. Ich habe Ihnen schon im letzten Brief von diesem außergewöhnlichen Mann berichtet, den ich auf meiner Durchreise in Bamberg kennen lernen durfte. Er war im November in Berlin, um einen Verleger für seine letzten Kompositionen zu gewinnen – und wie groß war die Freude unseres Wiedersehens! Auch diesen Tag wollten wir wieder gemeinsam verbringen. Ich hatte schon Schuberts „Nachtseite“ vor mir liegen, Theodor bestellte sich wie im-

---

<sup>1</sup> Vgl. E.T.A. Hoffmanns Formulierungen in den ersten Sätzen folgender Briefe: An Julius Eduard Hitzig, 25.5.1809; an Franz Anton Morgenroth, 26.2.1809; an Hans Georg Nägeli, 20.5.1809, in: Gerhard Allroggen u.a. (Hg.), E.T.A. Hoffmann, Frühe Prosa. Briefe, Tagebücher, Libretti, Juristische Schrift, Werke 1794-1813, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2003, 217, 206, 216.

<sup>2</sup> Diese Szenerie entspricht der zu Beginn von Hoffmanns Erzählung „Ritter Gluck“, in: ebd., 500-512, hier 500.

mer ein Glas Burgunder und breitete auf dem Tisch das Melodram aus, an dem er zur Zeit arbeitet.<sup>3</sup> Da wurden wir durch einen heftigen Wortwechsel gestört.

Ein großer, etwas hagerer Mann war auf das Podium der fünf Musikanten gestiegen und fegte die Notenblätter von den Pulten: „Abscheuliche Musik! Die Ouvertüre sollen Sie spielen!“ Der Fagottist hielt ihn an seinem weiten Überrock fest. „Wir haben die Ouvertüre heute schon dreimal gespielt – das reicht!“, brüllte er. „Und wir werden auch keine andere seiner Ouvertüren mehr spielen! Niemand will den ganzen Tag nur Gluck hören!“ Theodor stand auf. „Ah, das hatte ich ganz vergessen“, murmelte er. „Ist heute Sonntag?“ Er eilte zum Podium, begrüßte den Fagottisten und redete leise auf ihn ein, bis dieser schließlich seufzend nickte. Dann machte Theodor eine kleine Verbeugung vor dem aufgebrachtten Ouvertüren-Freund und führte ihn, nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, vom Podium. Das Orchester begann nun, die Ouvertüre der Iphigenia in Tauris zu intonieren, und der hagere Mann spielte den Kapellmeister. Sie wissen, teurer Freund, dass ich die Musik-Enthusiasten oft belächelt habe, aber in seinen Gesten wollte mir zum ersten Mal das Geheimnis dieser wunderbaren Kunst aufgehen. Nachdem das Orchester mehr schlecht als recht geendigt hatte, bedankte sich Theodor mit einer erneuten Verbeugung bei dem Ouvertüren-Freund und entließ ihn in den Tiergarten, wo er ihm noch lange nachblickte.

Kaum war Theodor zurück gekommen, bestürmte ich ihn mit Fragen nach der seltsamen Erscheinung. Doch wir wurden abermals unterbrochen. Ein junger Mann, gut gekleidet, etwa in unserem Alter, der an einem der Nachbartische ein Buch gelesen hatte, trat zu uns: „Verzeihung, meine Herren, darf ich mich setzen?“ Wir bejahten. „Ich habe zufällig beobachtet, dass Sie, verehrter Herr, den rätselhaften Kapellmeister zu kennen scheinen, der uns seit geraumer Zeit allsonntäglich mit Glucks Ouvertüren erfreuen will. Bitte verzeihen Sie meine Neugierde, aber: wer ist dieser Sonderling?“ „Nun – er ist vor einigen Monaten zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Lesen Sie die AMZ?“ „Nein, und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich musikalisch wenig gebildet bin. Aber worauf wollen Sie denn hinaus?“ „Würden Sie sie lesen, so wüssten Sie mehr über den Sonderling. Im letzten Jahr publizierte die Zeitung einen eindrucklichen Bericht über ihn, der in eben diesem Lokal seinen Anfang nahm. Leider blieb der Autor anonym – aber ich bin überzeugt, dass es sich dabei

<sup>3</sup> Es handelt sich um das Melodram „Saul, König von Israel“ von Joseph von Seyfried, das Hoffmann im April/Mai 1812 komponierte. Vgl. „Zeittafel“, in: ebd., 998.

um einen vorzüglichen Mann handelt.“<sup>4</sup> „Das mag sein, doch ich bitte Sie, genug der Introduction, wer ist der Kapellmeister?“ Theodor beugte sich vor, fasste unsern jungen Freund sanft bei der Hand und sagte lächelnd: „Er ist – – der Ritter Gluck!“<sup>5</sup>

„Der Ritter Gluck?“, rief ich aus. „Aber, ist das nicht – das ist doch – unmöglich! Gluck ist seit langem tot!“ „So, ist er das? Was macht Sie da so sicher, mein Bester?“, schmunzelte Theodor. Der junge Mann hatte bislang verdutzt geschwiegen. Jetzt warf er sich in seinen Stuhl zurück und lachte: „Sie halten uns zum Narren! Fehlt nur noch, dass Sie uns erzählen wollen, wir hätten seinen Geist gesehen!“ „Auch das ist möglich“, erwiderte Theodor. „Ob Geist oder nicht: mir hat er sich als Ritter Gluck vorgestellt. Und sind nicht seine Kenntnis der Werke und seine Musikalität tatsächlich erstaunlich?“ „Auch mich hat seine Erscheinung tief beeindruckt“, pflichtete ihm der junge Mann bei. „Aber so gerne ich mich als Geisterseher versuchen würde – glauben Sie nicht, dass es sich um einen Wahnsinnigen handelt?“ Theodor lächelte. „Seien Sie so gut und zeigen Sie mir die Skala, nach der man den Verstand eines Menschen berechnet. Ist nicht jeder kreative Kopf auf seine Weise wahnsinnig?“<sup>6</sup> „So halten Sie den seltsamen Kapellmeister für einen begnadeten Musiker? Doch muss ich Ihnen zustimmen: Genie und Wahnsinn liegen bekanntlich eng beieinander, und wer sich der Kunst verschreibt, muss bisweilen um seinen Verstand fürchten. In letzter Zeit will es mir sogar so scheinen, als ob jede Kunst ihren eigenen Wahnsinn mit sich bringe.“ „Wie das?“, fragte ich erstaunt. „Meinen Sie, dass Musiker anders wahnsinnig werden als Maler oder Dichter?“ „Vielleicht nicht anders“, antwortete er, „sondern *mehr*. Und es betrifft nicht nur die Musiker, sondern auch die Hörer!“ „Der Kapellmeister“, unterbrach ich ihn, „hätte also nur zu viele Glucksche Opern gehört und wäre davon wahnsinnig geworden?“ „Sie könnten Recht haben“, sagte Theodor nachdenklich, „aber, mein Herr, wie kommen Sie darauf, wenn Sie doch, wie Sie sagten, kaum mit Musik zu tun haben?“ „Oh, ich habe nur gestanden, wenig gebildet in der Musik zu sein, doch hat sie eine starke Wirkung auf mich“, erwiderte der junge Mann. „Ich habe oft gedacht,

<sup>4</sup> Hoffmanns Erzählung „Ritter Gluck“ erschien zuerst in der AMZ 11 (1808/1809), Nr. 20, 15.2.1809, Sp. 305-319, unterzeichnet mit „—nn“. Vgl. Kommentar zur Erzählung, in: ebd., 1254.

<sup>5</sup> Vgl. den letzten Satz der Erzählung „Ritter Gluck“, a.a.O., 512.

<sup>6</sup> Vgl. E.T.A. Hoffmann, „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza“, in: Hartmut Steinecke (Hg.), unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen, Wulf Segebrecht, „E.T.A. Hoffmann, Fantasiestücke in Callot's Manier, Werke 1814“, Frankfurt a. M.; Deutscher Klassiker Verlag, 1993, 101-178, hier 125.

dass ich mich einmal ein Jahr oder länger mit nichts als der Musik beschäftigen sollte, um dieser Faszination auf den Grund zu gehen. Schon als Knabe habe ich zuweilen im Rauschen des Windes ganze Konzerte gehört, und heute rührt mich nichts tiefer als alte italienische Kirchenmusik!“<sup>7</sup> „Aber auch hier droht der Wahnsinn, lieber Freund“, warf Theodor ein. „In den Berliner Abendblättern erschien dieser Tage eine Legende von vier Brüdern, deren Geist durch eine uralte Messe für immer verrückt wurde. Ich hoffe, Sie kennen das Journal?“ „In der Tat, ich kenne es“, schmunzelte der junge Mann. „Und ich kenne auch die Legende – denn ich habe sie selber geschrieben. Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Heinrich von Kleist.“<sup>8</sup> Theodor sprang auf. „Heinrich von Kleist! So ein Zufall! Ihr „Käthchen“ gefällt mir vorzüglich! Zu gerne würde ich es einmal in Bamberg auf der Bühne sehen.<sup>9</sup> Ich arbeite am dortigen Theater als Musikdirektor. Mein Name ist Theodor Hoffmann, und das ist mein Freund N. aus B.“

Sie können sich denken, mein Lieber, wie sehr Theodor und ich uns über das unerwartete Zusammentreffen freuten. Schon bald waren wir ganz vertraut mit unserem neuen Freunde. Theodor brachte das Gespräch zurück auf den Musik-Wahnsinn. „Lieber Heinrich, werden Sie uns verraten, was Sie zu Ihrer Cäcilien-Legende begeistert hat? Sie hat mich zutiefst erschüttert. Und das Schicksal der vier Brüder bleibt doch eigentlich ein Rätsel.“ „Das stimmt, lieber Theodor. Und eben deswegen hat mich Ihr Bekannter, der sonderbare Kapellmeister, auch so interessiert. Ich frage mich nämlich, ob die Legende überhaupt auf einem religiösen Grund ruht oder nicht vielmehr auf einem psychologischen.“<sup>10</sup> „Wie?“, lachte ich, „Sie fragen sich das? Aber

<sup>7</sup> Vgl. Heinrich von Kleist, Brief an Marie von Kleist, Sommer 1811; Brief an Wilhelmine von Zenge, 19.(-23.) 9. 1800; Brief an Wilhelmine von Zenge, 21.5.1801, in: Helmut Sembdner (Hg.), Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 21994, Bd. 2, 875, 569, 651.

<sup>8</sup> Heinrich von Kleists „Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik. Eine Legende“ erschien zuerst in den Berliner Abendblättern vom 15. bis 17.11.1810 (Blatt 40-42), unterzeichnet „yz“. Vgl. Kommentar zur Erzählung, in: Klaus Müller-Salget (Hg.), Heinrich von Kleist, Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1990, 880.

<sup>9</sup> Am 1.9.1811 wurde Kleists Schauspiel „Das Käthchen von Heilbronn“ am Bamberger Theater aufgeführt mit Dekorationen von Hoffmann. Vgl. „Zeittafel“ (a.a.O., 999) und Brief Hoffmanns an Julius Eduard Hitzig vom 28.4.1812, in: Allroggen u.a. (Hg.), E.T.A. Hoffmann, Frühe Prosa, 243/244.

<sup>10</sup> Vgl. Wilhelm Grimm, der in der „Allgemeinen-Literatur-Zeitung“ vom 14.10.1812 schrieb, dass Kleists Erzählung „auf einem psychologischen Grunde“ ruhe. Zitiert nach: Kommentar zur Erzählung, in Müller-Salget (Hg.), Heinrich von Kleist, Erzählungen, 883.

Sie haben Sie doch geschrieben!“ Doch Theodor unterbrach mich. „Was meinen Sie damit?“, fragte er. „Ich meine“, antwortete Heinrich, „dass vielleicht nicht eine göttliche Macht, sondern die Gewalt der Musik für das Schicksal der Brüder verantwortlich ist. Vielleicht hätte eine ähnlich ergreifende Musik in einer anderen Umgebung die gleiche Wirkung getan. Sie sehen ja, was mit Ihrem Ritter passiert ist!“ „Aber“, brach es aus mir heraus, „Sie reden über die Geschichte, als ob sie wirklich passiert sei. Dabei kann Sie doch gerade Ihnen keine Rätsel mehr aufgeben!“ Heinrich lächelte. „Doch, das kann Sie, lieber N. Selbst wenn Sie nur meiner Phantasie entsprungen wäre, könnte Sie das.“ „Selbst wenn...? Sie meinen...?“

„Unter dem Siegel der Verschwiegenheit verrate ich Ihnen, was hier niemand weiß.“ Er beugte sich über den Tisch. „Die Legende beruht auf einer wahren Begebenheit, die sich vor zehn Jahren in Dresden ereignete.“ „Und Sie hätten sie miterlebt, wären gar einer der Rebellen?“, zweifelte Theodor. „Nein, das nun nicht“, lachte Heinrich. „Ich kam mehrere Monate später nach Dresden, im April 1801.<sup>11</sup> Schon damals liebte ich die katholische Musik und ging deshalb recht oft in die Kirche. Dort kniete jedes Mal, ganz isoliert von den andern, ein Mann, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, mit Inbrunst betend. Sein naiver Glaube rührte mich, und ich fragte schließlich meine Begleiterinnen, zwei junge Fräulein aus Dresden, ob ihnen etwas über diesen Mann bekannt sei.“<sup>12</sup> „Er war einer der Brüder, nicht wahr?“, fiel ich ihm ins Wort. „Nur nicht so ungeduldig, lieber N.“, erwiderte Heinrich. „Nein, er war keiner der Brüder. Er war aber einer der Kaufmannsöhne, die zum Anhang der Brüder gehört hatten. Was mir meine Begleiterinnen von der Begebenheit erzählten, weckte sogleich mein Interesse. Ich wartete also an diesem Tage vor der Kirche auf den Kaufmannssohn, um von ihm etwas über die Brüder zu erfahren. Der Mann erzählte mir, dass sie vor einem Jahr aus Mainz nach Dresden gekommen seien, um dort eine Erbschaft anzutreten. Sie waren von republikanischem Geiste entflammt; der Älteste hatte sogar einen Teil seiner Jugend in Paris verbracht, wo er begeistert die Revolution miterlebte. Schnell fanden sich auch in Dresden zahlreiche Waffenbrüder, und sie beschlossen, nach dem Beispiel der Franzosen, eine Kirche zu stürmen und danach die Republik auszurufen.“ „Die Frevler!“, schimpfte ich. „Doch wie Sie wissen, liebe Freunde, kam alles anders als erwartet“, schloss Heinrich. „Konnten

<sup>11</sup> Kleist reiste am 15. April 1801 nach Dresden, wo er bis zum 18. Mai blieb. Vgl. „Lebenstafel“, in Sembdner (Hg.), Heinrich von Kleist, Bd.2, 1022.

<sup>12</sup> Vgl. Brief Kleists an Wilhelmine von Zenge, 21.5.1801, a.a.O., 651, 652.

Sie in Erfahrung bringen, welche Messe in der Kirche aufgeführt wurde?“, erkundigte sich Theodor. „Ja, das konnte ich. Ich bat um eine Audienz bei der Äbtissin des Klosters, und sie zeigte mir die Partitur. Zwar ist dort kein Komponist verzeichnet, doch es handelt sich, wie mir die Äbtissin mitteilte, wahrscheinlich um eine Messe des großen Palestrina.“

„Ah, Palestrina – das habe ich mir gedacht!“, rief Theodor. „Dieser hohe Meister verkündet in herrlichen, nie gehörten Tönen das heiligste Geheimnis der Religion! Durch ihn wurde die Musik der eigentlichsste Kultus der katholischen Kirche. Ach, dass in den letzten Jahrzehnten ein solcher Leichtsinn in das Kunststudium einreißen musste!“<sup>13</sup> „Doch hat schon Herder versprochen“, tröstete Heinrich, „dass es damit bald ein Ende haben wird: Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel und sich hie und da eines ganz reinen Tempels freuen!“<sup>14</sup> Er hob sein Glas, um mit uns auf die Heilige der Tonkunst anzustoßen. Dann wandte er sich wieder an Theodor: „Aber verraten Sie mir doch, lieber Freund, wie kommt es, dass Palestrinas Musik eine so große Wirkung auf uns hat?“ „Das ist eine schwierige Frage, über die schon viele große Geister nachgedacht haben. Ich halte es mit Reichardt, der die Ursache in der kühnen Fortschreitung der Akkorde findet. Ein vollkommener Dreiklang folgt auf den nächsten, lange gehalten und mit großer Stärke. Eine solche Folge von Dreiklängen ist uns heute fremd! Ferner geben die übergangenen Zwischenakkorde jedem Schritte eine Riesengröße und lassen die Seele nur dunkel den Weg ahnen, den die Harmonie genommen hat. So überfällt jeder Akkord den Zuhörer mit seiner ganzen Kraft!“<sup>15</sup> Heinrich wollte etwas erwidern, doch ich kam ihm zuvor. „Verzeihen Sie, liebe Freunde, wenn ich Sie unterbreche. Aber gar zu gerne möchte ich erfahren, ob Sie die vier unglücklichen Brüder sehen konnten?“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, lieber N. Ihre Neugier ist nur zu verständlich. Ja, ich konnte sie sehen. Der Kaufmannssohn begleitete mich in die Anstalt, in der sie verwahrt werden. Es war ein erschütternder Anblick. Bis auf die Knochen abgemagert saßen sie um einen Tisch, auf welchem ein Kreuzifix stand, und schienen, mit

<sup>13</sup> Vgl. Hoffmann, „Alte und neue Kirchenmusik“, in Steinecke (Hg.), E.T.A. Hoffmann, Fantasiestücke, 507, 508, 503.

<sup>14</sup> Johann Gottfried Herder, „Cäcilia“, in: Bernhard Suphan (Hg.), Sämtliche Werke, Hildesheim, New York: Olms Verlag, 1967 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1887), Bd. 16, S. 253-272, hier 266.

<sup>15</sup> Johann Friedrich Reichardt, Musikalisches Kunstmagazin. Zweiter Band (V.-VIII. Stück), Berlin 1791, 55. Vgl. auch Hoffmann, „Alte und neue Kirchenmusik“, a.a.O., 508/509.

gefalteten Händen schweigend auf die Platte gestützt, dasselbe anzubeten. Der Vorsteher teilte mir mit, dass sie nur Wasser und Brot zu sich nähmen, wenig schliefen und niemals sprächen. Doch kaum schlägt die Glocke Mitternacht, erheben sie sich in gleichzeitiger Bewegung von ihren Sitzen und intonieren mit einer entsetzlichen Stimme, die die Fenster des Hauses bersten macht, das Gloria in excelsis. Mit dem Schlag der Glocke Eins kehren sie zu ihrem sonstigen Treiben zurück.<sup>16</sup> Erst vor wenigen Tagen erhielt ich einen Brief des Kaufmannssohns, in dem er sich für die Legende bedankte, die ich ihm geschickt hatte. Er schrieb mir, dass sich bis heute nichts an dem Verhalten der Brüder geändert habe.“ „Das ist entsetzlich“, rief ich. „Kann den Männern denn nicht geholfen werden?“ „Seien Sie versichert, lieber N., dass ich damals nichts unversucht gelassen habe. Aber vergeblich!“ Wir schwiegen.

Nach einer Weile blickte Theodor auf. „Haben Sie es auch mit Magnetismus versucht?“, fragte er zögernd. „Ich habe daran gedacht“, gab Heinrich zu. „Doch war damals niemand zur Stelle, der diese Wissenschaft beherrschte. Und ich muss bekennen, dass ich schon immer leise Zweifel an ihrer Redlichkeit hatte.“ „Das geht mir nicht anders“, antwortete Theodor. „Aber gerade deswegen frage ich mich, ob die Brüder nicht vielleicht einem magnetischen Einfluss zum Opfer gefallen sind. Wussten Sie, dass Mesmer in seinen Sitzungen gezielt Musik eingesetzt hat? Er spielte zum Beispiel die Glasharmonika – ein Instrument, dem man bekanntlich wundersame Wirkungen nachsagt. Denn er war der Ansicht, dass tierischer Magnetismus durch den Schall fortgepflanzt, verstärkt und mitgeteilt werden kann.<sup>17</sup> Und tatsächlich scheint es mir oft, als ob manche Wirkungen

<sup>16</sup> Vgl. Kleist, „Die heilige Cäcilia oder die Gewalt der Musik,“ in: Müller-Salget, Heinrich von Kleist, Erzählungen, 286-313, hier 295.

<sup>17</sup> Siehe dazu Manfred Schuler, Musik im Mesmerismus, in Freiburger Universitätsblätter, Heft 93, Oktober 1986, 23-31. Hoffmann war, wie die Forschung gezeigt hat, bestens über den Magnetismus informiert. Siehe etwa: Kommentar zur Erzählung „Der Magnetiseur“, in Steinecke (Hg.), E.T.A. Hoffmann, Fantasiestücke, 727-730; Friedhelm Auhuber, „In einem fernen dunklen Spiegel. E.T.A. Hoffmanns Poetisierung der Medizin, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1986; Henriette Lindner, „Schnöde Kunstwerke gefallener Geister“. E.T.A. Hoffmanns Werk im Kontext der zeitgenössischen Seelenkunde. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001. Zum Zusammenhang von Musik und Magnetismus bei Hoffmann siehe etwa: Jürgen Barkhoff, Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik, Stuttgart, Weimar: Metzler, 1995, 195-239. Gabriele Brandstetter, Die Stimme und das Instrument. Mesmerismus als Poetik in E.T.A. Hoffmanns „Rat Krespel“, in dies. (Hg.), Jacques Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen“. Konzeption. Rezeption. Dokumentation, Laaber: Laaber-Verlag, 1988, 15-39; Heather Hadlock, Mad loves. Women and music in Offenbach's „Les contes d'Hoffmann“, Princeton: Princeton

der Musik den Wirkungen einer magnetischen Behandlung sehr ähnlich sind.“ „Sie glauben also, dass jemand die Messe Palestrinas dazu benutzt hat, die Brüder zu magnetisieren, und dass sie seitdem von dem Geist dieses Unbekannten beherrscht werden?“

„Das ist denkbar“, antwortete Theodor. „Doch muss nicht unbedingt ein Magnetiseur dahinter stecken. Vielleicht hat auch die Musik allein diese Wirkung getan. Wie Sie wissen, basiert der Magnetismus recht eigentlich auf dem geheimnisvollen Band, das Körper und Geist des Menschen verknüpft.<sup>18</sup> Aber liegt dieses Band nicht auch den Wirkungen der Musik zugrunde? Forkel hat gesagt, dass der Mensch durch seine Nerven eine Art musikalisches Instrument ist. Nichts kann so stark auf ihn wirken wie zitternde Luft – das Vehikel der Töne. Sie erschüttert die Nerven des Gehörs, die dann die Bewegung an alle anderen Nerven weitergeben. So kann man durch Musik allgewaltig auf den Körper wirken und auf die Seele, denn mit den Bewegungen des Nervensystems sind die Leidenschaften unzertrennlich verbunden.“<sup>19</sup> „Und umgekehrt wirken die Leidenschaften dann wieder auf den Körper zurück“, ergänzte ich. „Das erinnert mich an eine Passage aus der Kritik der Urteilskraft“, begeisterte sich Heinrich. „Kant schreibt dort, dass die Musik ein Spiel ist, das von der Empfindung des Körpers zu ästhetischen Ideen führt, auf die sich die Affekte des Hörers beziehen, und von diesen dann, mit potenziierter Kraft, wieder zurück zum Körper!“<sup>20</sup> „Deshalb ist mancher Musik“, nahm Theodor seinen Faden wieder auf, „durchaus eine magnetische Wirkung auf bestimmte Hörer zutrauen – nämlich solcher Musik, die die Nerven besonders stark erschüttert, indem sie zum Beispiel besonders laut oder besonders überraschend ist, und auf solche Hörer, die besonders sensibel sind, weil sie zum Beispiel, wie die vier Brüder, Kirchenmusik und vor allem katholische Kirchenmusik kaum gewohnt sind und weil ihre Nerven sowieso schon angespannt waren.“ „Doch kann vom magnetischen Schlaf oder vom eigentlichen Somnambulismus bei den Brüdern kaum die Rede sein“, wandte ich ein. „Anderer-

UP, 2000, 50-57; Andreas Käuser, „Klang und Prosa. Zum Verhältnis von Musik und Literatur“, in *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 68.1994, 409-428.

<sup>18</sup> Vgl. E.T.A. Hoffmann, „Die Serapionsbrüder“, in: Wulf Segebrecht (Hg.), unter Mitarbeit von Ursula Segebrecht, „E.T.A. Hoffmann, Die Serapionsbrüder“, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2001, 318.

<sup>19</sup> Johann Nicolaus Forkel, *Allgemeine Geschichte der Musik*, Leipzig: Schwickertscher Verlag, 1801, Bd. 2, 10/11.

<sup>20</sup> Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: Wilhelm Weischedel (Hg.), Immanuel Kant, *Werkausgabe*: in 12 Bänden, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, <sup>13</sup>1994, Bd. 10, 272 (entspricht S. 225 der zweiten Auflage von 1793).



seits spricht für Theodors kühne Vermutung“, überlegte Heinrich, „dass die Brüder mit Schlag der Glocke Zwölf ihr mitternächtliches Treiben aufnehmen. Wenn sie von Musik magnetisiert wurden, erfüllen die zwölf Glockenschläge nun dieselbe Funktion wie eine erneute Behandlung durch den Magnetiseur: sie versenken die Brüder abermals in den magnetischen Zustand oder verstärken ihn vielmehr.“<sup>21</sup> „Und weil sie von Musik magnetisiert wurden, sprechen sie auch nicht wie gewöhnliche Somnambule, sondern sie singen eine Musik, die die Wände und Fenster erschüttert, wie die Messe sie selbst erschüttert hat. So spricht das fremde geistige Prinzip aus ihnen, ich verstehe!“, rief ich begeistert. Theodor nickte nachdenklich. „Aber“, wandte Heinrich nach einer Pause ein, „wenn die vier Brüder tatsächlich magnetisiert worden wären, ob durch einen Magnetiseur oder nur durch die Musik: wie können wir ihnen dann helfen?“

„Was die Brüder verrückt hat, kann sie vielleicht auch heilen“, antwortete Theodor. „Was meinen Sie? Die Brüder noch einmal magnetisieren? Geht denn das?“ „Ja, sofern der Magnetiseur und die von ihm verwendete Musik stärker sind als das fremde geistige Prinzip, das die Brüder zur Zeit beherrscht.“ „Aber hieße das nicht, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben? Vielleicht stürzen Sie die Brüder damit nur in eine andere Art des Wahnsinns!“, wandte Heinrich besorgt ein. „Diese Gefahr besteht allerdings“, gab Theodor zu. „Man müsste Sorge tragen, dass die Wirkung der Musik vom Magnetiseur so kanalisiert wird, dass sie die Brüder in ihre alten Bahnen zurückführt.“ „Aber wie ist das möglich?“ „Der Magnetiseur müsste so vertraut als möglich mit dem früheren Leben der Brüder sein, er müsste sich Personen, Begebenheiten und Überzeugungen lebhaft vorstellen können. Hat dann eine andere Musik, zum Beispiel die fünfte Sinfonie des großen Beethoven, die Nerven der Brüder in Bewegung versetzt und ihre Leidenschaften erregt, so ruft ihnen der Magnetiseur im Geiste ihr altes Leben ins Bewusstsein. Nach dem Abklingen der Erregung werden Körper und Geist der Brüder dann wahrscheinlich in ihren ursprünglichen Zustand zurückkehren. Dieser Vorgang müsste mehrmals wiederholt werden, um das Ergebnis zu festigen.“ „Aber ist denn diese Methode erprobt? Hat man schon einmal Opfer des Magnetismus durch den Magnetismus geheilt?“, zweifelte Heinrich. „Ein solcher Fall ist mir nicht bekannt“, gab Theodor zu. „Doch käme es auf den Versuch an, nicht wahr?“ „Ihre Theorie klingt plausibel“,

<sup>21</sup> Siehe für eine „magnetische“ Deutung des Geschehens in Kleists Erzählung etwa: Gordon Birrell, „Kleist's ‚St. Cecilia‘ and the Power of Electricity“, in: *The German Quarterly*, Bd. 62/1, Winter 1989, 72-84.

pflchtete ich ihm bei. „Und ist es nicht im Sinne der armen Brüder, alles zu versuchen, was sie heilen könnte, lieber Heinrich?“ Er nickte. „Sie haben natürlich Recht, liebe Freunde. Doch wer sollte so etwas durchführen? Ich weiß niemanden, der in dieser Wissenschaft geübt wäre.“ „Zufällig kenne ich einen sehr verdienten Arzt, der sich intensiv mit dem Magnetismus beschäftigt hat“, sagte Theodor. „Es ist Dr. Speyer, vielleicht haben Sie schon von ihm gehört.<sup>22</sup> Und auch mir selbst ist durch die Gespräche mit Dr. Speyer und durch meine eigenen Studien diese Wissenschaft recht gut vertraut.“ „Und ich lese gerade Schuberts ‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft‘. Darin widmet er dem tierischen Magnetismus ein ganzes Kapitel!“, rief ich.<sup>23</sup> „Sie sehen also“, lächelte Theodor, „dass es uns an Sachverstand nicht mangeln wird. Wenn Sie möchten, können wir noch heute abend Dr. Speyer einen Besuch abstatten und ihn in unseren Plan einweihen.“ „Plan? Was für einen Plan?“, fragte ich, und auch Heinrich blickte Theodor erstaunt an. „Liebe Freunde, was für eine Frage! Wir fahren natürlich nach Dresden! Sie, lieber Heinrich, Freund N., Dr. Speyer und ich! Wir werden die Brüder magnetisieren!“

Du kannst Dir denken, mein Bester, dass Dr. Speyer von der Idee begeistert war. Wir entschieden uns, die Reise zu wagen. Ende Januar brachen Heinrich, Dr. Speyer und ich nach Dresden auf, wo wir Theodor treffen sollten. Wie es uns dort ergangen ist, und ob wir die Brüder retten konnten – davon mehr im nächsten Brief!

Ewig Dein N.

<sup>22</sup> Vgl. Kommentar zu Hoffmanns Erzählung „Der Magnetiseur“, a.a.O., 728.

<sup>23</sup> Gotthilf Heinrich Schubert, *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, Dresden: Arnoldische Buchhandlung, 1808, 326-360.